

Nr. 191. Bromberg, den 21. August 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Vorschke.

23. Fortsetzung.) ———

„Glauben Sie, daß er seine Hand bei dieser dunklen Sache im Spiele hat?"

„Bestimmt", gab ich zur Antwort und erzählte ihr dann von meiner Reise nach Italien, und wie ich ihre Tochter mit Moroni in Florenz gesehen hatte.

„Woher kannten Sie denn meine Tochter?" fragte sie erstaunt.

„Weil ich sie in jener verhängnisvollen Nacht in einem Hause in London gesehen hatte."

„Sie sahen sie? Wo?"

„Im Hause eines gemeinsamen Feindes."

„Wer ist das?"

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, doch mehr kann ich Ihnen vorläufig nicht sagen", erwiderte ich. „Falls sich mein Verdacht bewahrheiten sollte, werde ich Ihnen alles sagen — bis dahin muß ich Sie bitten, sich zu gedulden."

„Ich hätte es mir nicht träumen lassen, daß Gabriele auf der ganzen Welt auch nur einen einzigen Feind hat — ich kann das nicht begreifen."

„Auch ich verstehe es nicht, aber es ist Tatsache. Sie müssen Ihrer Tochter die größte Vorsicht angedeihen lassen. Weshalb traf sie sich denn mit diesem Franzosen im Park?"

„Ich habe eben erst davon gehört", gab die Dame zur Antwort. „Doktor Moroni scheint die beiden bekanntgemacht zu haben; sie hat ihn vorher nur ein einziges Mal gesehen."

Sich zu ihrer Tochter wendend, fügte sie hinzu: „Was sagte er dir denn?"

„Er brachte mir eine dringende Botschaft von Doktor Moroni, der mir sagen ließ, daß ein Anschlag auf mein Leben geplant sei", erwiderte das Mädchen mit leiser Stimme. „Er ließ mich darauf aufmerksam machen, daß Herr Garfield wahrscheinlich zu mir kommen und sich als Freund ausgeben würde, doch sei er mein Feind, und ich sollte mir mit ihm nichts zu schaffen machen."

„Das war also die zweite Warnung!" rief ich aus. „Mehr als je ist es mir nun klar, daß sie Angst haben, wir könnten zusammenkommen und den ganzen Anschlag entdecken. Was sagte er denn noch?"

„Er teilte mir noch mit, Doktor Moroni sei noch in Florenz, doch würde er bald nach London kommen und mich besuchen. Dann trug er mir noch auf, niemand zu sagen, daß er mich gesprochen und mich vor Ihnen gewarnt habe — nicht einmal meiner Mutter."

„Das überrascht mich keineswegs", bemerkte ich; „denn ich weiß, daß Monsieur Suzor und Moroni sehr gut miteinander sind."

„Wieso?"

„Wie ich bereits erklärt habe, Fräulein Tennison, habe ich das Rätsel noch nicht gelöst, obgleich ich schon so manche Tatsachen festgestellt habe, die mich der Lösung näherbringen werden."

„Und ihre bösen Absichten?" fragte mich die Mutter.

„Die richten sich gegen uns beide, deshalb sind die Interessen Ihrer Tochter auch zugleich die meinen", erklärte ich. „Mein ganzes Trachten geht dahin, diejenigen, die — jedenfalls aus gewinnsüchtiger Absicht — diesen Anschlag gegen Ihre Tochter unternommen haben, der gerechten Strafe zuzuführen. Sie können Suzor und Moroni vertrauen wie Sie wollen, gnädige Frau, ich werde jedenfalls meine gegenwärtige Haltung nicht ändern. Daß sie Angst vor mir haben, steht fest."

„Ich sehe Ihren Standpunkt vollständig ein", erwiderte Frau Tennison.

„Deshalb lege ich Ihnen nochmals ans Herz, auf Fräulein Gabriele recht achtzugeben. Wenn man davon erfährt, daß ich hier gewesen bin, dann wird man sicherlich versuchen, einen von uns zum Schweigen zu bringen. Wir müssen demnach auf alles gefaßt sein."

„Warum gehen Sie nicht zur Polizei?" schlug Frau Tennison vor.

„Weil die ganzen Umstände so merkwürdig sind, daß man mir in Scotland Yard gar nicht glauben würde", gab ich zur Antwort. „Nein, ich muß mit meinem Freunde Hambledon allein die Erhebungen fortsetzen. Ich hoffe, es wird uns gelingen, das Rätsel des gegenwärtigen Geisteszustandes Ihrer Tochter zu lösen und auch den Grund herauszubringen, weshalb ein ähnlicher Anschlag auf mich verübt wurde."

„Nun, ich hoffe, daß Sie Erfolg haben, Herr Garfield", meinte die alte Dame mit einem Seufzer. „Der Schlag, der mich getroffen hat, ist furchtbar. Mein armes Kind in dieser Verfassung zu sehen ist entsetzlich."

„Sie muß eben Professor Gourbeil konsultieren, den Spezialisten in Lyon, er kennt die Symptome und Folgen des Orosins genau."

Die alte Dame seufzte und blickte traurig auf ihre Tochter, die, das Kinn auf ihre Hand gestützt, dasaß.

„Leider bin ich nicht wohlhabend, Herr Garfield", sagte sie dann. „Gerne würde ich alles, was ich habe, dafür geben, wenn mein armes Kind geheilt werden könnte. Doch meine Mittel sind sehr beschränkt, und alles ist jetzt noch so teuer."

Mir bangte um die Zukunft des Mädchens, das ich so innig liebte, obwohl ihr Geist zerrüttet war.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das tödliche Gift.

Es war Juli geworden.

Die Londoner Saison ging ihrem Ende entgegen. Das Derby war vorüber, ebenso die Kricket- und Poloturniere, und auch die Henley-Woche war vorbei. Die Londoner Gesellschaft bereitete sich auf den Aufenthalt auf dem Lande und an der See vor und überließ die Hauptstadt den Stammesbrüdern aus Amerika, die in hellen Scharen in die Londoner Hotels einfielen.

Ich selbst war bei Francis und Goldsmith wieder hart an der Arbeit wie vor meinem Abenteuer, während Harry seinem Berufe am Polizeigericht nachging.

Mit Frau Tennison stand ich nun auf sehr freundschaftlichem Fuße; ich war ein häufiger Gast in der Longridge Road und verbrachte viele angenehme Stunden mit Gabriele, die zu Zeiten vollkommen normal zu sein schien.

Zu anderen Zeiten aber wieder wurde sie verwirrt und sprach davon, daß sie „alles rot, grün und gold gesehen hatte". Oft, wenn ich zu Hause saß, zerbrach ich mir den Kopf, was sie wohl gesehen haben mochte, das einen solchen Eindruck auf sie gemacht hatte. Oft sprach ich auch mit Frau Tennison und Harry darüber, doch keiner von uns konnte eine Lösung des Rätsels finden.

Frau Tennison befand sich in mißlichen Verhältnissen, da die Kriegsanleihen, in denen sie ihr Geld angelegt hatte, wertlos geworden waren. Als ich ihr neuerlich den Vorschlag machte, den berühmten Spezialisten in Lyon aufzusuchen, schüttelte sie nur den Kopf und erklärte mir, daß sie sich das nicht leisten könne. De Gex hatte sich scheinbar seine Opfer unter denen gesucht, die der Krieg ruiniert hatte.

Frau Tennison hatte aber, wie sie mir erzählte, einen Bruder in Liverpool, der dort Schiffsagent war; er war Gabrieles Pate und hatte das Mädchen sehr gern.

Ich machte den Vorschlag, dem Manne zu schreiben und ihn zu bitten, Gabriele zu Professor Gourbeil zu schicken, der schon mehrere Kranke geheilt hatte, die mit Orosin vergiftet worden waren.

Frau Tennison hatte meinen Rat befolgt. Wäre ich in der Lage gewesen, die Auslagen der Reise nach Lyon zu tragen, ich hätte es mit Freuden getan. Doch meine Reise nach Spanien hatte meine Mittel erschöpft; ich hatte zwar noch die Banknoten in meinem Kasten liegen, doch traute ich mich nicht, eine von ihnen wechseln zu lassen, denn ich wollte aus dem Sündengeld, das mir De Gex in schlauer Weise aufgedrängt hatte, keinen Vorteil ziehen.

In der ersten Woche des Juli schrieb mir Frau Tennison, und ich ging nach Bureauschluß zu ihr.

Gabriele war außer Haus bei einer ihrer Schulkolleginnen, wir saßen daher allein in dem Salon, der mit großem Geschmacke eingerichtet war.

Gleich nach mir trat ein schlanker, grauhaariger Herr ins Zimmer, den mir Frau Tennison als ihren Bruder Charles aus Liverpool vorstellte.

Der Mann musterte mich mit scharfem Blick, dann reichte er mir lächelnd die Hand.

„Ich bin wegen der armen Gabriele zu meiner Schwester gekommen", sagte er, nachdem wir Platz genommen hatten. „Wie ich höre, haben Sie ähnliche Symptome durchgemacht, doch haben Sie sich wieder erholt."

„Ganz habe ich mich noch nicht erholt", erwiderte ich. „Oft versagt mir das Gedächtnis — das dauert so von wenigen Augenblicken bis zu einer Viertelstunde."

„Meine Schwester erzählte mir, Sie seien der Ansicht, daß die arme Gabriele und Sie das Opfer eines und desselben Anschlages seien."

„Ich bin überzeugt davon, Herr Maxwell", erklärte ich. „Ich habe schon viel Zeit und mehr Geld, als ich eigentlich sollte, dafür geopfert, um das Rätsel zu lösen."

„Können Sie mir den Fall auseinandersetzen?" fragte er. „Ich interessiere mich sehr für meine unglückliche Nichte."

„Ich kann Ihnen einiges erzählen", gab ich zur Antwort. Natürlich hatte ich nicht die Absicht, ihm alles zu sagen, was ich wußte, überhaupt bezüglich des Todes und der Einäscherung der Gabriele Engledue.

So erzählte ich ihm denn, was ich bereits seiner Schwester erzählt hatte. Ich berichtete ihm auch, was mir Professor Vega über die zwei Erfolge des Professors Gourbeil in Lyon mitgeteilt hatte.

„Meine Schwester sagte mir, Sie hätten den Vorschlag gemacht, ihn zu konsultieren", fuhr Maxwell fort. „Sie hat aber schon so viele Spezialisten um Rat gefragt. Dr. Moroni war sehr freundlich, er brachte die Kranke zu Ärzten nach Paris und Italien, doch die konnten auch nicht helfen."

„Ich glaube aber doch, daß man Fräulein Tennison zu Professor Gourbeil bringen sollte, da er schon zwei Personen von den Folgen des Giftes geheilt hat", bemerkte ich.

„Ich bin ganz einverstanden und eben deshalb nach London gekommen", erklärte Herr Maxwell. „Wie ich höre, Herr Garfield, haben Sie ein persönliches Interesse an meine Nichte, deshalb möchte ich Sie um eine Gefälligkeit bitten. Möchten Sie meine Schwester und ihre Tochter nach Lyon begleiten, wenn ich die Kosten trage?"

„Sehr gern, doch will ich meine Kosten selbst bestreiten", gab ich prompt zur Antwort.

Zuerst wollte er davon nichts hören, bis ich erklärte, anders fahre ich nicht; dann besprachen wir das Nähere bezüglich der Abreise.

Vier Tage später stiegen wir in Lyon aus dem Expreßzug, der uns von Paris hierhergebracht hatte, und stiegen im Hotel Terminus, gleich neben dem Bahnhof, ab. Vom Portier erfuhren wir, daß Professor Gourbeil in der Avenue Felix Faure wohne, und ich vereinbarte mit ihm telephonisch eine Zusammenkunft für den folgenden Tag um die Mittagszeit. — Er war ein kleiner, dicker Herr mit dichtem, weißem Haar und einem weißen Spitzbart. Sein Haus stand etwas abseits der Straße in einem großen Garten, und das Zimmer, in dem er uns empfing, war kühl.

Ich sagte ihm, daß mich Professor Vega empfohlen hätte, worauf er ausrief:

„Oh, ich kenne ihn, wir trafen uns im vergangenen Jahre auf einer Konferenz in Paris — ein hervorragender Fachmann!"

Mit kurzen Worten bezeichnete ich ihm die Folgen, die das tödliche Orosin bei Gabriele und mir gezeitigt hatte.

„Orosin!" rief der Gelehrte aus und erhob seine schmalen Hände. „Oh, da ist nicht viel Hoffnung auf Heilung der Dame. Ich kenne während meiner Praxis nur zwei Fälle."

Ich erzählte ihm nun, wie wir beide, Gabriele und ich, für Wochen unser Bewußtsein verloren hatten, und wie man uns dann aufgefunden hatte.

„Sie waren beide die Opfer eines Anschlages, das ist klar. Sie haben doch jedenfalls die Hilfe der Polizei angerufen?"

Ich gab keine Antwort auf diese Frage; denn ich hatte mich bisher gefürchtet, die Hilfe von Scotland Yard in Anspruch zu nehmen.

„Haben Sie schon viele Fälle von Orosinvergiftungen gesehen?" fragte ich rasch.

„O ja, eine ganze Anzahl", gab er mir zur Antwort. „Ich stehe mit Professor Duroc von der Salpetriere in Paris in Verbindung, wir verzeichnen die Fälle, in denen das Orosin durch eine geheimnisvolle Hand angewendet wird. Wessen Hand es war, wissen wir allerdings nicht, das überlassen wir der Polizei."

„Haben Sie jemals etwas von einem gewissen Doktor Moroni gehört, Herr Professor?" fragte ich dann.

Der Professor dachte eine Weile nach und erwiderte dann:

„Ich glaube, ich habe den Namen schon gehört. Moroni — bestimmt hat mir schon jemand diesen Namen erwähnt."

„Als Toxikologen?"

„Wahrscheinlich, doch ich erinnere mich nicht bestimmt. Ich glaube, ich traf ihn einmal auf einer Konferenz in Paris oder Genua."

„Ist Doktor Moroni als Giftsachverständiger bekannt?"

„Meines Wissens nicht, doch es wäre möglich. Weshalb fragen Sie?"

„Weil er meine Bekannte, Fräulein Tennison, behandelte. Er brachte sie auch zu verschiedenen Spezialisten in Italien." Ich hielt nun nicht mehr zurück und erzählte ihm von meiner innigen Liebe zu dem Mädchen, auf das, ebenso wie auf mich, ein Anschlag verübt worden war.

„Mein lieber Herr Garfield, da Sie so offen zu mir waren, will ich meinerseits alles für Sie tun, was in meinen Kräften steht", sagte der gütige, alte Herr, während er aufstand und ans Fenster trat. „Was Sie mir da erzählten, interessiert mich ungemein. Ich sehe, daß Sie alles daransetzen, um das Rätsel zu lösen, und will Ihnen dabei helfen. Orosin ist das gefährlichste unter allen Giften und dabei kaum nachweisbar, denn die Symptome ähneln oft denen gewisser anderer Geisteskrankheiten. Ich will Fräulein Tennison sehen und alles versuchen, um sie zu heilen, doch vergessen Sie nicht, daß ich nicht viel Hoffnung habe. Das Orosin zerstört in allen Fällen das Gehirn; es scheint eine langsame Entartung der Zellen herbeizuführen, die bis-

her nicht näher erforscht werden konnte. Die Folgen sind uns unbekannt, doch kennen wir heute kein Gegenmittel. Wenn Sie also das Fräulein morgen um drei Uhr zu mir bringen wollen, werde ich versuchen, eine Diagnose zu stellen."

Ich dankte dem Professor und entfernte mich.

(Fortsetzung folgt.)

Fahrt in die Nacht.

Skizze von Paul Dahms.

Die Vorgärten waren in Dunkel gehüllt. Gradlinig zogen sich breite Fahrdämme zwischen hohen Häuserreihen hin.

Die Straßen lagen vereinsamt, denn es war spät.

Pfuuuhh . . . huuutt . . . tönte langgezogen ein Hupenwarnruf den Damm hinauf und hallte dumpf von den Wänden wider. Pfuuuhh . . . huuutt . . . Ratternd raste das Auto durch die Straßen. Zwei Scheinwerfer warfen grelles Licht voraus und zerschnitten die Dunkelheit.

Es war eine alte Autotaxe. Der Kraftwagenführer bohrte mit großen Augen stiere Blicke weit voraus und gab in Zeitabständen Signale. Pfuuuhh . . . huuutt! Stürmend jagte der Wagen dahin, kam aus der Stadt frohen nächtlichen Lebens, ratterte durch die Vorstädte hinaus nach dem kleinen Badeorte am Meere.

Im Wagen saßen auf weichen Polstern zwei Menschen. Ein kräftiger Mann umfaßte mit beiden Händen eine kleine, zarte, weiße Frauenhand, die auf seinem Schoße ruhte.

„Diese Hand ist mein, Li, mein. Und bald wirst du mir ganz gehören, Liebe, du."

„Du Guter." Wie ein Hauch kamen die Worte über einen kleinen, blühend-roten Mund.

Pfuuuhh . . . huuutt . . .

Schreckhaft zuckten ihre Finger zusammen.

„Ein sonderbarer Kauz, dieser Chauffeur. Ich bin sicher, daß jetzt kein Mensch auf der Straße ist. Doch immer das ekelhafte Signal. Ob ich hier vorn mal an die kleine Scheibe klopfe?"

„Laß nur, der Mann muß doch wohl seinen Grund haben."

Sie nestelte nervös an einem schweren Schal.

„Li, so mit dir immer beisammen sein . . . durch Tage und durch Nächte . . . Geborgen. Weich. Sicher."

„Schwärmer du . . ."

Ihr klassischer Kopf mit weichem, brünettem Haar ruhte an seiner Schulter.

Pfuuuhh . . . huuutt . . .

Das dumpfe Lärmen des Motors tönte in die Unterhaltung hinein. Sie sprachen immer nur vom Glück. Ihre Gedanken waren ganz erfüllt von Sehnsucht und Verlangen.

Pfuuuhh . . . huuutt . . .

Der Führer am Steuer grinste hämisch mit breitem Munde auf die Lichtkegel der Scheinwerfer. Fest umklammerten die Finger das Steuer. Wenn die Rechte aber das Signal in die Nacht hinausschmetterte, dann stieß der Mann fanatisch lachend abgerissene Worte durch die Zähne: „Hä... hä... Schrei nur... pfuuh... huut... Bist weicher als Frauenarme. Bist schöner. Luft ist heißer... als Atem... von Marianne... Aas... Biest... Krieg dich doch... Greif, greif das Biestchen. Greif zu!" Dann versuchte er einen Blick durch die kleine Scheibe in das Innere des Wagens zu werfen und bebte vor Wut, daß ihm sein Mädel mit einem anderen durchgegangen.

Wie im Kreisel drehte sich die finstere Landschaft, sprang schemenhaft in das grelle Licht der Scheinwerfer hinein und huschte zerrissen vorüber. Die Liebenden dachten nicht an die See, die unweit vor ihnen brauste und brüllte. Ihre Küsse waren Glut und Leidenschaft.

Plötzlich stieß Li einen kleinen, unterdrückten Schrei aus. Sie zeigte nach der Scheibe zum Führersitz. „Hast du das schreckliche Gesicht gesehen?"

Er blickte auf und sagte: „Ich sehe nichts."

„Er beobachtet uns." Sie schmiegte sich an ihn. „Es war ein gräßliches Gesicht. Ich fürchte mich . . . oh, ich fürchte mich."

„Der Kerl ist wohl . . . Sei still, Li, wir sind bald am Ziele. Ich werde den Mann zur Rede stellen."

Pfuuuhh . . . huuutt . . .

„Greif zu . . greif zu . . ." Der Wagen flog auf der breiten, langen Straße, die geradewegs auf den Landungssteg im Meere mündete, wild dahin.

„Li, die den Blick nicht von der Scheibe ließ, schrie abermals auf.

„Ich habe es wieder gesehen . . . Ich springe aus diesem Wagen hinaus."

„Du siehst Gespenster, Kleinchen. Komm, sei artig."

Ein Zittern durchbebte ihren Körper. Er lachte und sagte: „Was krieg ich doch für ein kleines, ängstliches Frauchen. Du . . . du . . ." Er küßte sie.

Und plötzlich sah auch er das seltsame Gesicht an der Scheibe. Sah, wie der Kerl grinste.

„Ich schreie um Hilfe", rief Li in höchster Erregung.

„Sei mutig, kleine Li." Er stand jetzt gebückt im Wagen. Ein lautes Singen und Lachen da vorn übertönte fast den Lärm des Motors. „Himmel, ich glaube, der Mann ist wahnsinnig geworden."

„Er ist wahnsinnig geworden!" schrie Li.

Da schlug er mit Fausthieben gegen die kleine Scheibe und schlug und schlug vergebens. Durch den ganzen Wagen ging ein Zittern und Rumoren. Die Räder schienen den Erdboden nicht mehr zu berühren. Li bedeckte verzweifelt ihr Gesicht mit beiden Händen, als wolle sie nichts mehr sehen, nichts mehr hören. Er beugte sich über sie: „Arme, kleine Li." Und strich mit seinen Händen zitternd, zagend über ihren Rücken. Sie aber schluchzte und jammerte in einem fort: „Das Meer . . . das Meer . . ."

Draußen wirbelten Gärten, Bäume, Häuser, Laternen in wildem Taumel durcheinander. Er rief noch einmal, rief, schrie, brüllte. Und ließ alle Hoffnung sinken.

Da nahm er seine Li, seine angebetete Li. In seinen Armen sollte sie mit ihm . . .

Ein markerschütternder Schrei! — Der Wagen stand! Dreihundert Meter vor dem Ziele hatte der Motor versagt.

Der Chauffeur eilte fort. Erst am anderen Tage erfuhren die Leute, daß die Polizei den Mann im nächsten Orte aufgegriffen hatte. Er war dort im Wahnsinn durch die Straßen gerast, auf der Suche nach seinem Teufelswagen.

„Auf dem Wege zum Ideal der Gesundheit".

Ein verrückter Amerikaner will ein neues Menschengeschlecht züchten.

In der Pariser russischen Tageszeitung „Poslednija Nowosti" erschien dieser Tage folgendes Inserat:

Man sucht!

Ein Amerikaner in mittleren Jahren, Junggeselle, sucht ein russisches Ehepaar (der Mann muß zwischen 40 und 45 sein), das kinderlos ist, aus einer guten Familie stammt, das eine ausgezeichnete Erziehung genossen und Hochschulbildung hat. Das Ehepaar muß perfekt Englisch sprechen und schreiben können, mittelgroß, gesund, lebensfroh und von angenehmem Äußern sein. Falls es den Bedingungen entspricht, wird es nach Amerika verpflichtet, und zwar zum ständigen Aufenthalt. Das passende Ehepaar wird in jeder Beziehung sichergestellt werden und außer einem Fixum ein bestimmtes Bankkonto eröffnet bekommen. Charakter der Tätigkeit:

Entwicklung und Verbreitung einer neuen Theorie der physischen und moralischen „Umerziehung" der Menschheit auf dem Wege zum Ideal der Gesundheit.

Gefällige Vorschläge wolle man in englischer Sprache an folgende Adresse richten (die Adresse war genannt).

Auf dieses Inserat trafen dreihundert Briefe ein. Dreihundert russische Ehepaare, die die englische Sprache kannten, die Hochschulen absolviert hatten, voll Lebensmutes, strotzender Gesundheit und von angenehmem Äußern waren, boten ihre Dienste dem unbekannten Amerikaner an. Der Amerikaner entpuppte sich als ein Millionär,

der offensichtlich nicht recht weiß, was er mit seinem Gelde anfangen soll. In seiner prächtig eingerichteten Wohnung, wo er allein mit seinem chinesischen Diener hauste, wurde eine Konkurrenz unter den Bewerbern durchgeführt. Von den dreihundert Ehepaaren kamen bloß dreißig in engere Wahl. Und das richtige Paar sollte ein bekannter Pariser Theosoph bestimmen. Der Amerikaner ließ einen führenden Pariser Theosophen kommen und dieser nahm die Wahl vor. Die Wahl fiel auf einen russischen Arzt und seine Gattin, die in der Nähe von Paris in einer kleinen Vorstadt leben. Als der Amerikaner sich in sein Auto setzte, um mit dem auserwählten Ehepaar in ihre Wohnung zu fahren, um dort einen Vertrag abzuschließen, fand er auf der Straße einen kleinen, weißen Elfenbein-Elefanten, sah darin ein gutes Omen, hob ihn auf und schenkte den Elefanten dem Doktor.

Dem Arzt und seiner Gattin erklärte nun der Amerikaner folgendes: Er, der Amerikaner, sei der Anhänger einer neuen Theorie der physischen und moralischen „Umerziehung" der Menschheit. Die Grundideen seiner Theorie sind folgende: **Unsere Nahrung ist ein Gift. Die Menschen müssen als Speise nur Bananen und Saft von ausgedrückten Tomaten verwenden. Man muß wenig essen, aber oft, zumindest zwölfmal am Tage.** Die Menschen schlafen auch zuviel und unregelmäßig. Einschlafen darf man, aber man soll nicht länger als eine halbe Stunde schlafen. Man soll sich zwölfmal am Tage zu Bett legen. Dann verstehen auch die Menschen nicht richtig zu gehen. Dank der stehenden Haltung des Menschen drücken alle unsere Organe nach unten, und aus diesem Grunde kommen oft Magensenkungen vor. Die Menschheit ist geboren, um auf allen Vieren zu gehen.

Zur Kontrolle seiner Theorie braucht der Amerikaner ein Ehepaar, das ausgezeichnet Englisch spricht, das Hochschulbildung, eine Mittelgröße und Mittelgewicht hat. Für die genaue Durchführung des Programms bekommt das Ehepaar volle Pension, eine Wohnung und eine monatliche Zulage von 5000 Frank.

Ein spezieller Diener wird dem Ehepaar zur Verfügung gestellt, damit er sie täglich zwölfmal wecke.

Der Vertrag wurde vorerst auf ein Jahr unterzeichnet und das Gehalt für diesen Termin in einer Bank erlegt. Die Frau des Arztes nahm alle Bedingungen an, aber sie weigerte sich kategorisch, auf allen Vieren herumzulaufen. Da wurde folgender Ausweg gefunden. Das Ehepaar wird im Laufe des Tages in einem Bassin herumschwimmen. Da beide ausgezeichnete Schwimmer sind, so wurde dieses Kompromiß angenommen.

Die moralische und physische „Umerziehung" des glücklichen russischen Ehepaares wird in der nächsten Zeit in Amerika beginnen. Der Amerikaner ist fest überzeugt, daß er auf Grund seiner Theorie eine neue Menschenrasse schaffen wird.

Warum der Amerikaner aber mit dieser „Umerziehung" nicht bei sich selbst beginnt, da sie dem Menschen doch ein frohes, gesundes und langes Leben garantieren soll, das hat er nicht verraten.



* **Der Lebensmüde auf dem Domturmkreuz.** Dieser Tage hatte Agram eine ganz eigenartige Sensation. Gegen halb sechs Uhr nachmittags bemerkten mehrere Passanten auf dem Domplatz, daß ein junger Mann außen an einem der beiden 110 Meter hohen Türme des Domes emporkletterte. Im Nu hatte sich eine gewaltige Menschenmenge auf dem Domplatz und auf den anschließenden Straßen und Plätzen versammelt und verfolgte mit höchster Spannung das gefährliche Beginnen des Unbekannten. Dieser war bald, sich an den gotischen Zieraten vorsichtig emporziehend, an der höchsten Turmspitze angekommen, erstieg das große Kreuz, das den Turm krönt, und setzte sich auf den Querbalken des Kreuzes. Von unten sah man genau, wie der Mann in seiner luftigen Höhe ein Papier aus der Tasche zog und es zu beschreiben begann. Den beschriebenen Zettel warf er hinab. Der Zettel enthielt die Mitteilung, er sei ein stellenloser Handlungsgehilfe und werde sich vom Turme herabstürzen, um seinem elenden Leben ein Ende zu machen. Unterdessen waren Polizei und Feuerwehr herangekommen und beratschlagten, wie man den Mann von der Turmspitze herabholen könnte. Jeder Versuch schien aussichtslos. Die Menschenmenge wuchs von Minute zu Minute und der Verkehr auf dem Domplatz wurde vollständig lahmgelegt. Eine halbe Stunde verrann nach der anderen und der Mann saß noch immer auf dem Domturmkreuz, von Zeit zu Zeit mit einem Tüchlein der atemlos harrenden Menge zuwinkend. Plötzlich flatterte wieder ein bekritzelter Zettel herab. Darin teilte der Mann mit, er habe sich angesichts der gähnenden Tiefe sein Vorhaben überlegt und bitte um rasche Hilfe, da er bereits erschöpft sei. Man möge versuchen, ihm von einem Flugzeug aus ein Seil zuzuwerfen. Die Polizei telephonierte sofort zum Flugplatze, erhielt aber den Bescheid, ein derartiger Versuch sei unmöglich. Wieder verrannen mehrere Viertelstunden. Immer neue Zettel flatterten vom Turm, immer dringender wurden die Hilferufe des armen Teufels, der noch immer zwischen Leben und Tod auf dem Domturmkreuze schwebte. Es begann allmählich dunkel zu werden, da beschloß der Mann, selbst den schier unmöglich scheinenden Abstieg zu wagen. Unter atemloser Spannung der Tausende von Zuschauern stieg er vorsichtig vom Kreuze hinab und ließ sich an der Außenmauer des Turmes langsam herab. Der geringste Fehltritt hätte den Sturz und damit einen furchtbaren Tod bedeutet. Beim obersten Fenster des Turmes warteten mehrere Polizisten, die ihn hereinzogen. Der Mann war vollkommen erschöpft und mußte im Auto zur Polizeidirektion gebracht und dort gelabt werden. Er hatte von halb sechs Uhr bis acht Uhr auf dem Kreuze gesessen.

* **Ist „Stenotypistin" eine Beleidigung?** Amy Johnson, die mutige englische Fliegerin, die als erste Frau allein von England nach Australien geflogen ist, wurde in ihrer Heimat selbstverständlich stark gefeiert. Ein Reporter erlaubte sich jedoch zu behaupten, daß die Fliegerin wie eine typische Londoner Stenotypistin aussieht. Andere dagegen verglichen die hübsche Amy mit Kleopatra und mit der Jungfrau von Orléans. Die Anbeter der Fliegerin waren aber über den Vergleich mit einer Stenotypistin äußerst beleidigt und erklärten diese Bezeichnung für eine schwere Kränkung. Es entbrannte ein heftiger Streit in der englischen Presse. Manche setzten sich für die unzähligen arbeitenden Frauen, die an der Maschine ihr Brot verdienen, ein, während andere eine solche Bezeichnung für Amy Johnson für unmöglich erklärten. Es blieb aber nichts anderes übrig, als die Heldin selbst zu befragen, was ein großes Londoner Blatt auch tat. Amy Johnson zog sich mit großem Taktgefühl aus der Affäre. Sie erklärte, daß sie ganz gerne wie eine Stenotypistin aussehen will, daß ihr Äußeres dasjenige eines modernen jungen Mädchens sei, und daß sie sich keineswegs größer fühlt als ihre Schwestern, die ehrlich und fleißig für ihr tägliches Brot arbeiten. Auch einige Stenotypistinnen wurden befragt und erklärten, daß sie sich keineswegs beleidigt fühlten; denn sie konnten sich nicht vorstellen, daß der Vergleich mit einer berufstätigen Frau als Beleidigung aufgefaßt werden könnte.



* **Sächsisch.** Die Mutter ruft Paulchen. Er erscheint und bekommt von der Mutter den Handkorb in die eine Hand, ein Dreimarkstück in die andere Hand gedrückt: „Paulchen, paß' ema kut uff. Du kehst in Gonsumverein un holst e halb Pfund Budder, finf Eier, zwee Pfund Mehl!" Paulchen rennt, was ihn seine kleinen Beine tragen können, die Treppe hinunter. Plötzlich fällt der Mutter noch etwas ein. Sie läuft zum Treppenabsatz und ruft aus voller Lunge: „Paulchen, Grieß!" Von unten schallt es zurück: „Ich wärd's ausrichden, Mama!"

* **Das fliegende Geschäft.** „Ich habe gehört, du betreibst jetzt ein fliegendes Geschäft?" — „Gewiß! Ich verkaufe täglich dreimal mein einziges Paar Brieftauben und jedesmal sind sie nach einer Stunde wieder da!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.